

**Online-Infoveranstaltung
am 16. Mai**

Beteiligen Sie sich aktiv an der Energiewende

Entdecken Sie die Welt der Technologien des 21. Jahrhunderts

Entwickeln Sie die Zukunft der Life Sciences

www.hevs.ch/infhofi

ECHO VOM BERG

Ach, wie sie nur unser Bestes wollen



BEAT JOST
GEMEINDEPRÄSIDENT
IN ALBINEN

Diese WB-Kolumnen sind neben der Narrenfreiheit mit ihren 3000 Zeichen ein echtes Privileg im Vergleich zum Leserbrief, der auf die halbe Länge normiert ist. Trotzdem liegt es nicht drin, um den heissen Brei herumzuschreiben. Darum sei gleich gesagt, was Sache ist: Die drei Dutzend kleineren Berggemeinden in unserem Kanton haben in Sitten nicht mehr viel zu melden und von dort auch wenig zu erwarten. Und auch sonst ist der zählbare politische Support – abgesehen von Lippenbekenntnissen, die gratis sind – an einem kleinen Ort.

«In den Sponti-Zeiten hätten wir ihnen noch entgegengerufen: Aber das kriegt ihr nicht! Jetzt sagen wir zu allem leider nur noch mutlos Ja und Amen»

Organisationen mit so tollen Titeln wie die staatliche «Stiftung für die nachhaltige Entwicklung der Bergregionen» oder das «Netzwerk der Oberwalliser Berggemeinden» haben vor allem zwei Funktionen: erstens uns in den eigenen Sack zu lügen und zweitens jenen Auftritte zu verschaffen, die uns ans Zeug wollen.

So hätte an der verschobenen Netzwerk-GV Finanzminister Roberto Schmidt sein grosses Podium gehabt. Vermutlich hätte ihn niemand gefragt, wann endlich der Kanton Wallis die fragwürdige Verteilung der 760 Millionen Franken aus dem nationalen Finanzausgleich gemäss den bundesgesetzlichen Vorgaben überprüft.

Eine Paradevorstellung kreativer staatlicher Druckversuche lieferte in den letzten Wochen – in allen Details im «Walliser Boten» nachzulesen – Staatsrat Christophe Darbellay rund um den kuriosen Schulhausbau im Untergoms. Da wurden aus dem Stand heraus Bewilligungen, Beschlüsse und Vorschriften ausser Kraft gesetzt, um die noch reni-

tenten Gemeinden nach Fiesch zu prügeln. Und es war beelender Anschauungsunterricht, wie wenig die Solidarität auch innerhalb der Berggemeinden und -dörfer spielt, wenn es darum geht, dass der Stärkere dem Schwächeren seinen Willen diktiert und der Grössere sich herausnimmt, wie es ihm passt.

Vor diesem Hintergrund geradezu beängstigend ist, wie führende Köpfe die Ausmerzungen der kleinen Gemeinden widerspruchsfrei propagieren können. So hat der Chefredaktor des «Nouveliste» unlängst seine Journalisten wochenlang angetrieben, die 63 Unterwalliser Gemeinden auf 19 niederzuschreiben. Unter 10 000 Einwohnerinnen und Einwohnern geht in Zukunft kommunalpolitisch faktisch nichts mehr.

Als Schreibtischtäter der ähnlich radikalen Sorte outete sich am 9. April in seiner WB-Kolumne auch der agile Direktor eines schweizerischen Industrieverbandes, dessen Unternehmen sich in einem gnadenlosen Verdrängungswettbewerb zu Tode fusionierten, bis sogar der Rotten Verlag das grandiose sechs Kilo schwere Seiler-Buch in China drucken musste. Sein als «Zwischenlösung» deklarierter Vorschlag: Machen wir aus 64 Oberwalliser Gemeinden noch deren 10. Offen liess er einzig, wohin es Bitsch verschlagen soll. Wahrscheinlich zu «Gross Brig» wie Salgesch zu «Grand Sierre». Das abartigste Konstrukt: Die neue Gemeinde Schattenberge von Bürchen bis Oberems, bestehend aus Dörfern also, die einander teilweise nur vom Hörensagen kennen.

Worum es bei diesen Reissbrett-Spielen geht, ausser um pure Grösse, erfährt der als überholt geschmähte «Freund der Gemeinde-Heraldik», sprich: Wappenkunde, leider nicht. Wer sich die Mühe macht, hinter die vorgehaltene Hand der Menschen fusionierter Gemeinden zu hören, stösst auf mehr Fragen als Antworten. Selbst in der neuen Grossgemeinde Anniviers, als gutes Beispiel einer Fusion strapaziert, hält sich die Unzufriedenheit nur deshalb in Grenzen, weil alle sechs ehemaligen Gemeinden plus minus auf Augenhöhe zueinander stehen, momentan noch alle Dörfer und Parteien im Gemeinderat vertreten sind und – als wichtigster Faktor – die Bürgergemeinden selbstständig blieben. So kümmert sich jemand noch um die wichtigen Dinge im Dorf, auf den Allmenden, im Wald und auf den Alpen, die entrückten Zentrums-Regierungen aus den Augen, aus dem Sinn und damit meistens egal sind.

Apropos Effekte: Bis zum schlüssigen Beweis des Gegenteils behaupte ich, dass die fusionierten Gemeinden höhere Verwaltungs-, Betriebs- und Gemeinderatskosten pro Einwohner haben als die kleinen Gemeinden, in denen vieles noch nebenamtlich und in Freiwilligenarbeit geleistet wird.

Wenn interessiert? Die Fusions-Turbos wird es nicht aufhalten. Sie wollen ja nur unser Bestes. In den Sponti-Zeiten hätten wir ihnen noch entgegengerufen: Aber das kriegt ihr nicht! Jetzt sagen wir zu allem leider nur noch mutlos Ja und Amen.

Zurück zur Normalität! Aber welche?

Mein Leben hat sich definitiv entschleunigt. Mein Vor-Corona-Leben war der komplette Kontrast zu meinem jetzigen Dasein. Immer volle Agenda, ständig unterwegs, pausenlos unter Leuten. Nun habe ich plötzlich viel mehr Zeit für mich. In dieser Zeit mache ich mir oft Gedanken darüber, wie ich mein Leben gestalten will, wenn die Krise einmal vorbei ist. Wenn wir zurückkehren zur Normalität. War mein viel beschäftigtes Leben eigentlich die Normalität, die ich zurückhaben will? Oder möchte ich einen Teil der jetzigen Ruhe auch später beibehalten?

Dieselben Gedanken scheinen sich auch andere zu machen. Zu meiner Freude ganze Stadtregierungen. Zum Beispiel Milano: Die Strassen sind seit Wochen quasi leer gefegt. Nun möchte die Stadt offenbar nicht, dass nach der Krise einfach alles wieder so wird wie vorher: Stau, Lärm, Unfälle. So entschied die Stadtregierung kurzerhand, mehrere innerstädtische Strassen für den Autoverkehr zu sperren und stattdessen dem Velo- und Fussverkehr mehr Platz einzuräumen. In eine ähnliche Richtung gehen auch andere Städte wie Paris und Barcelona. In den letzten zwei Monaten ist in der Krisensituation eine neue Normalität entstanden: die ruhigen Strassen. Und man kann sich fragen, ob der jährlich zunehmende Verkehr hierzulande wirklich die Normalität ist, in die wir zurückwollen?

Nicht nur auf der Strasse, auch in der Luft. Auf der ständigen Suche nach Zeitersparnis war es vor der Krise auch normal, von Zürich nach Genf das Flugzeug zu nehmen (für manche zumindest). Die Swiss flog immerhin 56-mal pro Woche hin und her. Es ist eine beliebte Strecke. Ist halt schneller als mit dem Zug. Obwohl der effektive Zeitgewinn deutlich kleiner wird, wenn man die Reisezeit an den Flughafen, Sicherheitskontrollen etc. einrechnet. Dass bei diesem Flug satte 150-mal mehr CO₂ ausgestossen wird als bei der Zugreise, scheint nicht so wichtig zu sein.



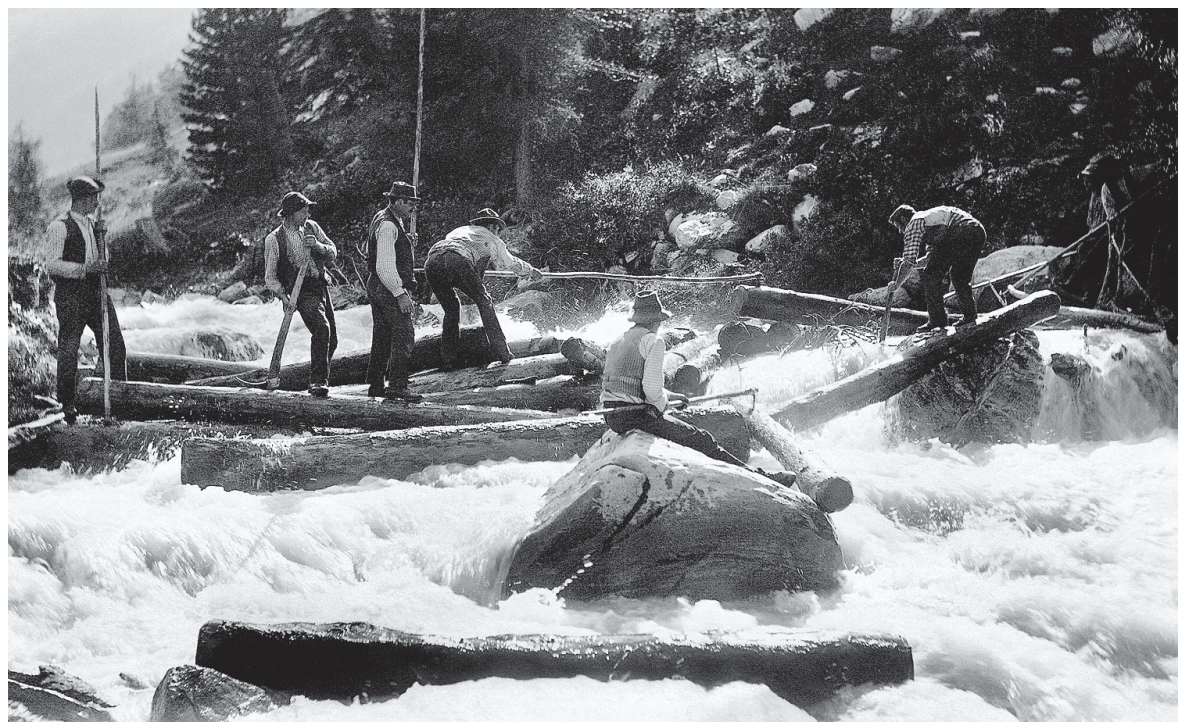
LAURA SCHMID
PRÄSIDENTIN
WWF OBERWALLIS

Letzte Woche konnte sich die Schweiz die Frage stellen, zu welcher Normalität wir zurückkehren wollen. Das Parlament debattierte über die Finanzhilfen für die Flugbranche. Die Kernfrage war nicht, ob die Flugbranche gerettet werden soll oder nicht, sondern ob alles wieder genauso weitergehen soll wie früher. Zum Beispiel standen Vorschläge im Raum, dass die Anzahl Inlandflüge schrittweise reduziert werden sollte. Oder, dass die Fluggesellschaften Pläne mit CO₂-Reduktionszielen entwickeln müssen, die mit dem Pariser Klimaabkommen vereinbar sind. In eine ähnliche Richtung gehen die beschlossenen oder diskutierten Hilfspakete in anderen Ländern wie Frankreich oder Österreich. Doch Bundesrat und Parlament wollten davon nichts wissen. Das Parlament lehnte alle Vorschläge ab und beschloss, die Finanzhilfe ohne Klimaauflagen gutzuheissen. Nach der Krise soll es also so weitergehen wie vorher.

Auch ich habe die Krise satt. Zurück zur Normalität? Ja gern. Aber die fortschreitende Klimaerhitzung ist nicht die Normalität, sondern die nächste Krise.

BLICK ZURÜCK

Lukrativ – und gefährlich



Harte Arbeit. Zu Beginn des letzten Jahrhunderts war der Holzexport noch ein sehr lukratives Geschäft. Der Transport von Baumstämmen ins Tal war allerdings schwierig. Wegen fehlender Transportwege wurden die Baumstämmen ins Tal getriftet. Die «Reise» von Gruben im Turtmanntal um 1910 war harte und gefährliche Arbeit. Die Männer mussten auf den rutschigen Felsen und Steinen hin und her springen, immer im Gleichgewicht bleiben und die Holzstämmen in der Turtmanna ins Tal treiben lassen.

COPYRIGHT PIERRE ODIER